

Thomas Herzprung

Der Blutbote

Thriller

Copyright © 2024
Emo Media Verlag GmbH, Kuppenheim
www.emo-media.de

ISBN eBook 978-3-96032-069-2
ISBN Print 978-3-96032-070-8
Cover erstellt unter Verwendung von:
© Adobe Stock / Africa Studio
© Adobe Stock / montikreativ
© Adobe Stock / Narupon
© Adobe Stock / kurapy

Das Model auf dem Coverfoto steht in keinem
Zusammenhang mit dem Inhalt des Buches.
Sämtliche Personen, Orte und Begebenheiten
sind frei erfunden, Ähnlichkeiten rein zufällig.

Für Emo

Kapitel 1

Während János dem Flüchtenden über den Acker folgte, schnitt ihm der eisige Wind ins Gesicht und ließ die Finger der Hand, die den Schlagring hielt, taub werden.

Er hasste es, wenn nicht alles nach Plan lief. Etwa, wenn es einem seiner *Schützlinge* nicht nur gelang, sich aus dem Verschlag unterm Dach zu befreien, sondern er es auch noch aus dem Haus schaffte.

Nur gut, dass der Hof so weit draußen liegt, dachte János. Um auf die nächste menschliche Ansiedlung zu treffen, bedurfte es mindestens eines dreistündigen Fußmarsches durch den Wald und das auch nur bei Tageslicht und wenn man den Weg kannte. Ein Fremder konnte ewig orientierungslos in dieser Dunkelheit umherirren; János würde den kleinen Bastard schon noch erwischen.

Seine Hand ballte sich fester um den Schlagring, und er malte sich aus, wie der Totschläger mit einem gezielten Schlag gegen das Kinn des Mannes donnerte. Zusammen mit einem Schwall Blut würden Teile abgebrochener Schneidezähne und vielleicht sogar ein Stück Zunge, auf die sich sein *Schützling* biss, ihren Weg aus dem Mund auf den Acker finden.

Ja, das wäre ein guter Anfang für eine Nacht voller Schmerzen.

János lief schneller.

Mit jedem Schritt seiner Stiefel knackte die gefrorene Erde unter seinen Sohlen. Glücklicherweise stand der Mond hell am wolkenlosen Himmel, weshalb János genügend erkennen konnte. Trotzdem musste er aufpassen, nicht versehentlich in eine der Reifenspuren zu treten, die ein Traktor bei der Ernte in den Boden gegraben hatte. Ein gebrochener Knöchel war das Letzte, was er jetzt gebrauchen konnte.

Leise fluchend versuchte János, weiter aufzuholen, doch als der Abstand immer größer wurde, sickerte die Erkenntnis zu ihm durch, langsam zu alt für den Job zu werden.

Dieses eine Mal noch, dann würde er sich zur Ruhe setzen, beschloss er, während die Muskeln in seinen Oberschenkeln brannten und seine Lunge wie ein asthmatischer Teekessel pff.

Der Mann vor ihm wagte einen raschen Blick zurück. Selbst im Zwielflicht konnte János die Angst in dessen Augen sehen. Trotz des Ärgers über das Desaster, zu dem sich die heutige Nacht entwickelt hatte, stellte sich das altbekannte Hochgefühl der Jagd ein.

János holte auf.

Zehn Meter, vielleicht weniger – im Mondlicht ließen sich Entfernungen schlecht abschätzen – trennten ihn noch von seinem *Schützling*, doch dann tauchten am Rand des Ackers die ersten Eichen auf, und sein Opfer verschwand im Wald.

Ungeachtet der Schmerzen in seiner Seite beschleunigte János noch einmal. In der plötzlich einsetzenden Dunkelheit des Waldes blieb er stehen, und während er sich zu orientieren versuchte, überschlug sein Gehirn die Konsequenzen, die es mit sich brachte, sollte der Mann entkommen.

Zuckendes Blaulicht. Polizisten. Hundestaffeln. Spurensicherer, die den Bauernhof und das umliegende Gelände durchwühlten.

János stützte sich am Stamm einer alten Eiche ab und atmete tief durch. Die Nerven zu verlieren, brachte nichts.

Da seine Augen sich nur allmählich an das Dunkel gewöhnten, war er gezwungen, sich auf das zu verlassen, was er hörte. Doch bis auf das Heulen des Windes und den entfernten Ruf einer Eule vernahm er nichts.

Scheiße, der Kerl musste sich verkrochen haben.

Unvermittelt brach mit einem Knacken ein Ast, worauf ein Poltern und ein Stöhnen zu hören waren.

János fuhr herum in die Richtung, aus der die Geräusche kamen, und stolperte los. Nach ein paar Metern, die er sich beinahe blind vorankämpfte, begann es heller zu werden. Nicht unweit vor ihm tat sich zwischen den Bäumen eine Lücke auf, die zu einer Lichtung führte. Darauf lag neben vom letzten Herbststurm abgerissenen Ästen und Blättern sein *Schützling*. Der Mann stöhnte und versuchte, wieder auf die Beine zu kommen, doch die unkontrollierten Bewegungen, mit denen er es lediglich zurück auf ein Knie schaffte, ließen darauf schließen, dass er hart auf den Kopf gefallen war.

Ein Lächeln legte sich auf János' Gesicht. Gemächlich trat er auf die Lichtung zu, als ein metallisches Schnappen

zu hören war. Im nächsten Augenblick packte etwas sein rechtes Bein und hielt es fest.

Erstaunt schaute János hinunter und konnte sich im ersten Moment nicht erklären, was an seiner Hose entlang in seinen Stiefel lief. Es dauerte ein oder zwei Atemzüge, bis er begriff, dass es sich bei der im Mondlicht wie schwarz glänzendes Öl wirkenden Flüssigkeit um Blut handelte. Es sickerte aus Wunden, die halbrunde, mit Zähnen bewehrte Metallringe in sein Bein geschlagen hatten. Die messerscharfen Spitzen waren mühelos durch Hose, Haut und Muskeln geglitten und hatten sich im Knochen seines Unterschenkels eingegraben.

Bis gerade eben hatte János fest daran geglaubt, ein zäher alter Bursche zu sein, doch nun wurde er eines Besseren belehrt.

Als nach den ersten Schrecksekunden der Schmerz einsetzte, brüllte János wie ein verwundetes Tier.

Kurz schoss ihm durch den Kopf, was es für ein verdammtes Pech gewesen war, ausgerechnet jetzt in die Falle eines Wilderers geraten zu sein, dann aber erkannte er seinen Irrtum. Sein *Schützling* kauerte inmitten eines Kreises aus Tellereisen. Um ihn herum Dutzende dieser Fallen, dicht an dicht, nur notdürftig unter Laub und Moos versteckt.

Das war nicht das Werk eines Wilderers.

Langsam kam der Mann hoch, doch nun hatten seine Bewegungen nichts Ungelenkes mehr. Mit der Geschmeidigkeit einer Katze drehte er sich um und blickte János direkt in die Augen. Jede Angst war aus seinem Blick verschwunden, und mit einem Mal begriff János, dass er in dieser Nacht nie der Jäger gewesen war.

Kapitel 2

Obwohl im Kamin ein Feuer prasselte, fröstelte Jolina. In dem alten Kasten am Rand von Kronberg, den Arnes Mutter allein bewohnte, wurde es niemals richtig warm, zumindest nicht in dieser Jahreszeit. Das hatte Arne ihr auf der Hinfahrt prophezeit, und nun musste sie unumwunden zugeben, dass er recht hatte.

»Möchtest du einen Nachschlag?«, fragte Karoline zunächst ihren Sohn, und als dieser rasch verneinte, blickte sie Jolina mit Augen an, die viel zu groß für ihr schmales Gesicht zu sein schienen. Die Sauciere aus weißem Porzellan hielt sie auffordernd in der Hand.

»Nein, danke. Für mich nichts mehr«, beeilte sich auch Jolina zu sagen und schielte hinunter zu ihrem Teller, auf dem noch immer zwei Kartoffeln und ein Stück Schweinefleisch in mehr als genügend fettig-brauner Soße schwammen. »Ich habe mich am Mittag mit meiner Lerngruppe beim Italiener getroffen und viel zu viel gegessen. Ich schaffe nichts mehr.«

Jolina mochte die Mutter ihres Freundes, das tat sie wirklich, doch das lag eindeutig nicht an deren Kochkünsten.

Einen Moment wirkte Karoline zerknirscht, dann fing sie an zu lachen und stellte die Sauciere zurück auf den Tisch.

Jolina gefiel das Lachen von Arnes Mutter, es war warm und herzlich und irgendwie tröstlich. An ihre eigene Mutter konnte Jolina sich nicht erinnern, aber aus irgendeinem Grund fand sie, so ein Lachen hätte gut zu ihrer Mutter gepasst.

»Ich werde wohl nie einen Michelin-Stern bekommen«, gurrte Karoline und fuhr sich durch die halblangen dunklen Haare, wobei sie den kurzen, schief geschnittenen Pony in die Stirn zupfte. Dieser Tick war der erste einer ganzen Reihe gewesen, die Jolina an Karoline aufgefallen war, als Arne ihr vor ein paar Wochen anlässlich seines fünfundzwanzigsten Geburtstags seine Mutter vorgestellt hatte. Dass Arne jünger war als sie selbst, störte Jolina nicht. Die Kochkünste seiner Mutter dagegen standen auf einem anderen Blatt.

Gut, dass Arne keine Anstalten macht, in der Küche mehr zu tun, als die Spülmaschine einzuräumen, dachte sie mit unterdrücktem Lächeln.

»Keine Ahnung, warum ich immer noch zu kochen versuche«, fuhr Karoline fort. »Vielleicht, weil ich verhungern würde, sollte ich jemals darauf angewiesen sein, einem Lieferdienst den Weg hier raus erklären zu müssen.« Sie legte ihre Serviette auf den Teller, trank einen Schluck von ihrem Rotwein und holte ein Zigarettenetui aus der Tasche ihres eng geschnittenen Blazers, der ihre mädchenhafte Figur so eindrucksvoll betonte.

In Karolines Gegenwart wurden Jolina ihre Problemzonen an Bauch und Hüfte immer schmerzhaft bewusst.

»Du hast also bereits eine Lerngruppe?«, fragte Karoline und fingerte eine Zigarette aus dem silbernen Etui. Sie steckte sie an und spreizte den kleinen Finger ab, während sie tief inhalierte. Kurz behielt sie das Gift in den Lungen, dann ließ sie den Rauch durch die Nase ausströmen. »Also läuft es gut in der Schule?«

Als Jolina bemerkte, wie Arne sich verkrampfte, legte sie ihm beruhigend eine Hand auf den Oberschenkel.

Alles in Ordnung, wir werden nicht vor deiner Mutter streiten, sollte diese Geste sagen, und Jolina hoffte, er würde sie verstehen und beherzigen.

Obwohl Jolina im letzten Monat bereits neunundzwanzig geworden war, drückte sie seit gut einem Jahr wieder die Schulbank. Am Frankfurter Neumann-Kolleg, einer Schule für Erwachsene, versuchte sie, das Abitur nachzuholen.

»Es ist noch zu früh, um über Jolinas schulische Erfolge eine Aussage treffen zu können«, antwortete Arne an ihrer Stelle. »Sobald die ersten Klausuren geschrieben und bewertet wurden, wird sie vielleicht zur Vernunft kommen und erkennen, dass Schule nicht das Richtige für sie ist.«

Jolinas Finger krampften sich in Arnes Oberschenkel, während sie ihm von der Seite einen vernichtenden Blick zuwarf.

»Was hast du gegen Frauen, die unabhängig sein wollen?«, fragte Karoline. »Hätte ich das Abitur gemacht, könnte ich es mir heute vielleicht leisten, das Haus von Grund auf sanieren zu lassen.« Das aufmunternde Lächeln, das Karoline ihr schenkte, entspannte Jolina so weit, dass

sie es schaffte, ihre Finger von Arnes Oberschenkel zu lösen.

»Ich habe überhaupt nichts gegen starke Frauen«, sagte Arne und legte seinen linken Arm auf die Lehne von Jolinas Stuhl, bevor er sich ihr zuwandte. »Aber mal ehrlich: Selbst wenn alles glattläuft, bist du zweiunddreißig, bis du mit dem Abitur fertig bist. Und dann?«

»Dann werde ich studieren.«

»Und wozu das Ganze?« Arne klang abfällig. »Eine studierte Sozialpädagogin verdient doch kaum mehr als eine Erzieherin. Wenn du dann noch den Verdienstausschlag berücksichtigst, den die Ausbildung dich kostet, zahlst du wahrscheinlich sogar drauf.«

»Aber es geht mir doch nicht nur ums Geld.« Jolina merkte, wie sich ihr Hals zuschnürte. Ihre Stimme klang dünn, beinahe piepsig. Am liebsten hätte sie Arne in den Arm genommen und klein beigegeben, sie wollte nicht mit ihm streiten.

Die klinische Psychologie sprach in diesem Zusammenhang von einem Aversions- oder Vermeidungsverhalten. Auf den Fachbegriff war Jolina in ihrer Ausbildung zur Erzieherin gestoßen, die Ausprägung jedoch konnte sie an sich selbst studieren. Während ihrer institutionell geprägten Sozialisation als Heimkind hatte sie lernen müssen, dass Beziehungen typischerweise nur von kurzer Dauer waren. Erzieher wechselten, die beste Freundin kam in eine andere Einrichtung, Jugendämter tauschten Sachbearbeiter. Daher setzte Jolina bis heute alles daran, Bindungen nicht zu gefährden. Mehr als für die meisten anderen Frauen in ihrem Alter bedeutete das Hier und Jetzt für Jolina alles. Wahrscheinlich, weil sie keinen Halt in der Vergangenheit fand. Den wenigen, schlaglichtartigen Erinnerungen an ihre Eltern traute sie nicht; im Laufe der Zeit hatten kindliche Wunschbilder nach einer perfekten Familie die Realität überlagert.

Herrgott, im Grunde wusste sie nichts von früher. Sie kannte ja nicht einmal ihren richtigen Nachnamen. Gereke hieß sie nur, weil irgendein Bürokrat vom Jugendamt sich den Namen für sie ausgedacht hatte.

»Jolina? Bist du noch bei uns?«, fragte Arne und riss sie damit aus ihren Gedanken.

»Äh, ja. Was hast du gesagt?«

»Ich will wissen, um was es dir eigentlich geht, wenn schon nicht ums Geld? Weshalb willst du studieren? Mensch, Jolina, du hast dein ganzes Leben in Heimen verbracht, irgendwann muss damit doch mal Schluss sein.«

Die Schärfe in seiner Stimme ließ Jolina zusammenzucken. Karolines Zigarette verharrte auf halber Strecke zum Aschenbecher.

Einige unangenehme Sekunden lang sagte niemand ein Wort, und die Stille brannte wie Säuretröpfchen auf Jolinas Haut. Von draußen drang gedämpft das Krächzen eines Raben zu ihnen hinein. Die Vorhänge, die vor einigen Jahrzehnten dunkelrot gewesen sein mussten, inzwischen aber die Farbe von schimmligem Erdbeerjoghurt angenommen hatten, waren nicht zugezogen, trotzdem konnte man nicht durch die bodentiefen Sprossenfenster hinausschauen. Jolina erblickte nur ihr eigenes Bild. Ihre dunkelbraunen schulterlangen Haare, die sie eine halbe Stunde mit dem Glätteisen malträtiert hatte, kräuselten sich bereits wieder und sahen strähnig aus; dunkle Schatten lagen unter ihren Augen. Die Bluse, die sie extra für den heutigen Abend bei H&M gekauft hatte und die ihr ziemlich schick vorgekommen war, wirkte billig, besonders zu den löchrigen Jeans. Außerdem hätte sie ungeachtet der Kälte die Lederjacke an der Garderobe lassen sollen, denn in dem Ding sah sie genauso aus, wie sie sich fühlte.

Wie eine Asoziale, die es irgendwie in das Esszimmer einer vielleicht etwas verschobenen, aber trotzdem durch und durch anständigen Frau geschafft hatte. Einer Frau, deren Sohn weiß Gott Besseres als Jolina verdiente.

Automatisch glitt Jolinas Hand in die Tasche ihrer Lederjacke, wo sie den kleinen Plastikfernseher umklammerte. Der Bildbetrachter, durch den man Dias von Sehenswürdigkeiten anschauen konnte, wenn man ihn gegen das Licht hielt und ein Auge an die Linse auf der Rückseite presste, musste fünfzig Jahre oder mehr auf dem Buckel haben. Jolina hatte kaum Erinnerungen an ihre Eltern, nur dieses alte Ding war ihr geblieben. So gut wie immer hatte sie es bei sich, denn in Situationen wie dieser half es ihr, sich daran festzuhalten.

»Ist mit euch alles in Ordnung?«, durchbrach Karoline schließlich die Stille. »Ihr habt doch keine Probleme,

oder?« Sie klopfte die Asche ab und inhalierte erneut, dann strich sie ihren Pony glatt.

»Nein, es ist alles okay«, beteuerte Arne und versuchte sich an einem Lächeln. Er zupfte sich ebenfalls an den kurzen Haaren; den Tick hatte er von Karoline übernommen. Seine Hand, die weiterhin auf der Rückenlehne von Jolinas Stuhl ruhte, glitt zu ihrem Nacken und von dort zur empfindlichen Stelle an ihrem Hals.

Jolina bekam eine Gänsehaut.

»Ich meine ja nur, dass du deine Zukunftspläne nochmal überdenken solltest«, wandte er sich an Jolina. »*Unsere* Zukunftspläne«, fügte er rasch an. Er rutschte auf dem Stuhl hin und her.

Ungeachtet der Tatsache, dass Jolina erst seit ein paar Monaten mit Arne zusammen war, meinte sie, ihn inzwischen ziemlich gut zu kennen, doch in diesem Augenblick konnte sie nicht sagen, worauf er hinauswollte.

Erneut zupfte er an seinen Haaren. »Himmel, ich wollte noch warten, aber ... egal.« Suchend schaute Arne sich auf dem gedeckten Tisch um, auf dem noch immer reichlich Braten und eine mehr als halb volle Schüssel mit Kartoffeln standen, dann griff er einen der Serviettenringe aus angelaufenem Silber.

Er grinste so verlegen, dass er wieder wie der Kindskopf aussah, in den Jolina sich verliebt hatte. Theatralisch räusperte er sich. »Jolina Gereke, du halsstarriges Ding, ich weiß, das kommt jetzt ein bisschen plötzlich, und ich verspreche dir, es demnächst ganz stilecht und mit einem richtigen Ring zu wiederholen. Aber ... willst du ... Was hältst du davon, wenn wir ...«

Jolina spürte, wie ihr Hitze ins Gesicht schoss und sich ihre Mundwinkel von ganz allein hoben. »Ist das dein Ernst? Ich meine, willst du wirklich?«, fragte sie.

Er nahm ihre Hand und streifte ihr den viel zu großen Ring gleich über zwei Finger. Dann gab er ihr einen Kuss auf die Wange.

Sie boxte ihm gegen den Arm. »Du bist so doof.«

»Nein, im Ernst«, sagte er, nachdem er seinen Rotwein ausgetrunken hatte. »Wir müssen ja nicht sofort heiraten. Aber ich will mit dir zusammen sein. Und ich will Kinder. Damit sollten wir nicht warten, bis du Ende dreißig bist. Du musst jetzt nichts entscheiden. Mach in Ruhe dein

Abitur, aber dann setzen wir uns nochmal hin und schauen, wie es weitergeht. Einverstanden?»

Da Jolinas Hals sich wie ausgedörnt anfühlte, gelang es ihr lediglich, zaghaft zu nicken.

Den Rest des Abendessens, das nicht mehr allzu lange dauerte, dachte sie nach. Und auch auf der Rückfahrt von Kronberg nach Frankfurt, für die sie um diese nächtliche Zeit kaum mehr als eine Viertelstunde brauchten, kreisten ihre Gedanken um das, was Arne gesagt hatte.

Kinder.

Wollte sie wirklich jetzt schon Mutter werden? Sie fühlte sich doch selbst noch wie ein Kind.

Immer wieder warf sie Arne, der während des Essens drei Gläser Rotwein getrunken hatte und nun auf dem Beifahrersitz schlief, einen verstohlenen Blick zu und fragte sich, ob er seine Worte ernst gemeint oder lediglich die angespannte Stimmung hatte beruhigen wollen.

Als sie in ihrem betagten Corsa über die Nauheimer Straße fuhr und Schneeregen einsetzte, schaltete sie die Scheibenwischer ein, doch die Gummilamellen kamen kaum gegen die schweren Tropfen an. Die Lichter der entgegenkommenden Autos spiegelten sich hundertfach in der nassen Windschutzscheibe, worauf Jolina den Fuß vom Gas nahm.

»Sind wir da?«, brummte Arne mit belegter Stimme über das Dröhnen der Heizungslüftung hinweg und gähnte.

»Nein, das Wetter spielt nur gerade verrückt. Aber es dauert nicht mehr lange. Du, Arne ...«, setzte sie an und warf ihm einen raschen Blick zu, doch weiter kam sie nicht.

»Was ist das denn für ein kranker Scheiß?«, rief Arne unvermittelt und deutete nach vorn.

Als Jolina seinem Fingerzeig folgte, der auf die Plakatwand neben einer Mietskaserne wies, verzog sie vor Abscheu das Gesicht. Dieses Mal hatte es die Werbeabteilung von *#MoPRN*, der Trendmarke für Sprösslinge wohlhabender Eltern, wirklich übertrieben. Es sah aus, als hinge eine Männerleiche, bekleidet lediglich mit einer blutverschmierten Jeans, an einem Fleischerhaken.

Jolina wollte sich gerade abwenden, als etwas im Bildhintergrund sie stocken ließ.

»Pass auf«, rief Arne, womit er sie aus der Erstarrung holte.

»Oh, nein«, sagte sie, als sie bemerkte, dass sie von der Fahrspur abgekommen war. Sie riss das Steuer herum und trat gleichzeitig auf die Bremse. Auf dem vom Schneeregen nassen Asphalt fanden die heruntergefahrenen Sommerreifen keinen Halt, und der Wagen rutschte ungebremst gegen einen am Randstreifen abgestellten Ford.

Metall kreischte auf Metall, dann öffnete sich Jolinas Airbag. Neben ihr gab es einen dumpfen Knall, als Arne mit dem Kopf gegen das Armaturenbrett stieß.

Die Zeit schien stillzustehen, und Jolina hörte nichts bis auf das monotone Quietschen der auf höchster Stufe arbeitenden Scheibenwischer. Dann aber, langsam und allmählich, kehrten die Geräusche der nächtlichen Stadt zu ihr zurück. Das Hupen eines Autos. Das Zischen, mit dem sich die Türen des Nachtbusses auf der gegenüberliegenden Straßenseite schlossen. Das Rauschen der Belüftung.

Jolina kämpfte mit dem schlaffen Airbag.

»Ist dir was passiert?«, fragte sie Arne.

Vorsichtig betastete er seine Stirn und schaute dann auf seine Finger. Offensichtlich suchte er nach Blut, doch da war keins.

Wenigstens etwas.

»Nein, ich glaub, ich bin okay«, antwortete er.

Jolina öffnete die Tür und stieg aus dem Wagen. Schneeregen peitschte ihr ins Gesicht. Sie wollte sich den Schaden anschauen, den sie wegen ihrer Unachtsamkeit angerichtet hatte, doch dann fiel ihr Blick erneut auf die Plakatwand, und sie vergaß den Corsa und das andere Auto.

Nun wusste sie, was ihr an dem makabren Werbeplakat erschreckend vertraut vorkam.

Kapitel 3

Oberkommissar Jan Hartwick stand, nur in Boxershorts und Boots bekleidet, in der hintersten Ecke des Clubs, wo die Beats der Housemusik nicht mehr ganz so laut waren. Trotzdem spürte er den stampfenden Bass im Bauch. Die altersschwache Lüftungsanlage, deren schwarz gestrichene Rohre mit einer dicken Staubschicht bedeckt unter der Decke hingen, kam nicht gegen die Ausdünstungen an, die von den überwiegend spärlich bekleideten Männern in dem Kellergewölbe ausgingen.

Es stank nach Männerschweiß, Sex und abgestandenem Bier.

Er ignorierte die Blicke, die der schmächtige Mittvierziger mit Bauchansatz, Halbglatze und der randlosen Brille eines Finanzvertreters ihm vom Ende der Bar immer wieder zuwarf, und trank den letzten Schluck aus seiner Dose Red Bull. Dabei ließ er den Eingang nicht aus den Augen, durch den Neuankömmlinge den Club betraten, nachdem sie an der Kasse bezahlt und in der sich anschließenden Umkleide den Großteil ihrer Kleidung in einem der Spinde deponiert hatten.

Underwear-Party lautete das Motto des heutigen Abends, was der Grund war, weshalb Jan nahezu nackt in einem Sexclub stand, der schwulen Männern vorbehalten war.

Er musste sich keine sonderlich große Mühe geben, die Kerle unauffällig zu beobachten, schließlich ging es im *Prison* darum, sich abzuchecken. Bei gegenseitigem Gefallen konnte man in einem der Spielzimmer oder in dem an die Tanzfläche angrenzenden Darkroom verschwinden.

Gerade betrat ein muskelbepackter, am gesamten Oberkörper tätowierter Kerl den Club. Lässig, mit einer gewaltigen Beule in den engen, weißen Calvin-Klein-Retropants, schlenderte er zur Theke und tat so, als würde er die bewundernden Blicke nicht bemerken, die der schmächtige Mittvierziger nun ihm zuwarf. Offenbar zählte das Muskelpaket zu den Stammgästen, denn Jan war der Kerl bereits bei seiner Observierung am vorigen Freitag aufgefallen. Jans Vermutung nach – als Kriminaloberkommissar beim LKA hatte er gelernt, Menschen präzise einzuschätzen –

musste der Mann etwa in seinem Alter, also Ende zwanzig sein.

Als hätte der Tätowierte Jans Blick gespürt, drehte er den Kopf und schaute in seine Richtung. Sofort wandte Jan sich ab, zog sich tiefer in den Schatten zurück und konzentrierte sich demonstrativ auf die leere Getränkedose, schließlich wollte er keine falschen Signale senden. Er stand zwar auf Männer, doch er war nicht zum Vergnügen hier. Und ganz ehrlich: Freiwillig hätte er keinen Fuß ins *Prison* gesetzt. Nie im Leben würde er etwas mit einem Mann anfangen, der in diesem Laden im wahrsten Sinne des Wortes verkehrte.

Trockeneis flutete zunächst die Tanzfläche und nebelte kurze Zeit später den gesamten Club ein, sodass Jan den Tätowierten erst bemerkte, als dieser direkt vor ihm stand.

»Hey«, sagte das Muskelpaket über die Musik hinweg.

»Hallo«, antwortete Jan möglichst abweisend, wobei er nicht verhindern konnte, dass sein Puls sich beschleunigte. Seit Timos Tod hatte er niemanden näher als auf Armeslänge an sich herangelassen, und das sollte auch so bleiben, doch der Kerl stand so dicht vor ihm, dass Jan die Hitze seines Körpers wie von einem auf höchster Stufe laufenden Radiator entgegenschlug.

»Warum bist du hier?«, fragte der Tätowierte, und es klang nicht wie ein Anmachspruch, sondern aggressiv.

»Wie bitte?« Jan glaubte, sich verhört zu haben.

»Was du hier machst, will ich wissen.«

Ärger flammte in Jan auf, und er schaltete auf Gegenangriff. »Wonach sieht es denn aus? Stricken?« Er verlagerte sein Gewicht auf das rechte Bein, um die Eingangstür wenigstens aus den Augenwinkeln im Blick zu behalten, doch im Nebel konnte er kaum etwas erkennen.

Im Zuge der seit Wochen andauernden Ermittlungen war es Jan gelungen, auf einem einschlägigen Single-Portal Kontakt zu einem Gesuchten aufzunehmen, der in den vergangenen Monaten drei Männer in und um Frankfurt bei Dates zunächst mit Gamma-Hydroxybuttersäure, auch bekannt als Liquid Ecstasy, betäubt und anschließend verstümmelt hatte. In der Presse wurde der Mann als *Trophäenjäger* bezeichnet, da er seinen Opfern mit einem einzigen, präzisen Schnitt das rechte Ohr abschnitt und als Trophäe mitnahm. Was die Polizei bislang aber noch vor

den Medien hatte geheimhalten können, war der Umstand, dass die Klinge des Messers bei allen Taten verunreinigt gewesen war. Auch wenn das LKA momentan keine Ahnung hatte, wie genau der Täter es anstellte, so stand doch fest, dass er die Klinge zuvor mit ausgesprochen aggressiven Bakterien, sogenannten Streptokokken der Gruppe A, kontaminierte. Diese Verunreinigung hatte bei allen Opfern zu einer nekrotisierenden Fasziiitis, einer bakteriellen Infektionskrankheit, geführt, die in den Gesichtern einen Großteil der Haut und das darunterliegende Muskelgewebe zerstört hatte. Die Männer würden mit weitreichenden Entstellungen leben müssen.

Auf der Suche nach dem *Trophäenjäger*, einem unteretzten Mann von Anfang vierzig mit gescheitelten Haaren und Vollbart, schaute Jan weiter an dem Muskelprotz vorbei. Dass sie ein Bild von dem Gesuchten hatten, verdankten sie einem glücklichen Zufall. Eine versteckt angebrachte Überwachungskamera hatte den Mann beim Verlassen eines Hotelzimmers gefilmt.

Der tätowierte Kerl versperrte Jan erneut die Sicht. »Ich rede mit dir, Mann«, blaffte er. »Falls du von der Drogenfahndung bist, kannst du gleich wieder verschwinden. Wir wollen hier keine Schnüffler. Außerdem ist der Laden sauber.«

»Ich bin nicht von der Drogenfahndung«, fauchte Jan. Er wollte sich an dem Muskelprotz vorbeischieben, doch dieser machte einen Ausfallschritt und hinderte ihn am Weitergehen.

»Trotzdem will ich, dass du dich jetzt verpisst«, sagte der Kerl. »Irgendetwas stimmt mit dir nicht. Dein Verhalten ist nicht normal.«

»Ach, und du bestimmst, was normal ist? Bist du der Wächter der schlechten Sitten in diesem Schuppen, oder was?«

Muskelprotz verzog keine Miene und starrte Jan weiter grimmig ins Gesicht.

Gerne hätte Jan ihm seinen Dienstausweis unter die Nase gehalten, aber er trug nicht mehr als Boxershorts über einer engen Unterhose, in deren Bund ein kleiner Funksender mit einem einzigen Knopf, einer Art Notrufknopf, klemmte. Sobald er ihn drückte, würde das draußen vor dem Club wartende Spezialeinsatzkommando anrücken.

»Ein Vorschlag zur Güte«, rief Jan dem Tätowierten über die Musik hinweg zu. »Du gehst zurück an die Bar und trinkst ein oder zwei Eiweißshakes auf meine Rechnung. Wie klingt das?«

Bevor Muskelprotz etwas erwidern konnte, fiel Jan ein junger Mann auf, der seine Haare an den Seiten abrasiert und in der Mitte zu einem grün gefärbten Streifen trug. In der Hand hatte er ein Handy mit leuchtendem Display, das er einem der Gäste unter die Nase hielt. Dieser warf einen kurzen Blick darauf, dann schüttelte er mit dem Kopf.

Verdammt, das ist doch Ferret.

Warum um alles in der Welt tauchte sein Mitbewohner in diesem Laden auf? Okay, Ferret war schwul, und bis vor kurzem hatte er noch auf der Straße gelebt und sich oft in zweifelhaften Schuppen herumgetrieben, doch Jan hatte ihm eingebläut, bis auf Weiteres einen großen Bogen um sämtliche Schwulenbars der Stadt im Allgemeinen und dem *Prison* im Besonderen zu machen.

»Geh mir aus dem Weg«, sagte Jan grob, bevor er sich an Muskelprotz vorbeisob.

Im nächsten Moment packte von hinten eine Hand nach seiner nackten Schulter. Finger gruben sich wie Eisenkrallen in die Muskeln.

»Wir sind noch nicht fertig.«

Jan dachte nicht nach, instinktiv übernahm der Judoka in ihm die Führung. Er drehte sich leicht ein, ging in die Knie, packte den Arm des Mannes und warf den Kerl über die Schulter zu Boden. Da der Angriff für Muskelprotz vollkommen unvorbereitet kam, gelang es ihm nicht, sich abzurollen, und er landete mit seinem gesamten Gewicht auf dem Rücken. Im Bemühen, Luft in seine Lungen zu bekommen, öffnete und schloss sein Mund sich wie bei einem Fisch auf dem Trockenen.

Aus eigener Erfahrung wusste Jan, dass dieser Zustand noch einige Sekunden anhalten würde, was einem, wenn man sich selbst in der Situation befand, wie Minuten vorkam. Zeit genug jedenfalls, um Abstand zwischen sich und Muskelprotz zu bringen.

Hektisch suchte Jan nach Ferret und erstarrte, als er ihn neben dem Mann stehen sah, der von der gesamten hessischen Polizei seit Wochen gesucht wurde. Wild gestiku-

lierend und aufs Handy deutend, redete Ferret auf den *Trophäenjäger* ein.

Auf der Suche nach seiner Waffe griff Jan hinter sich, doch da war nichts. Natürlich nicht. Wo bitte hätte ein fast nackter Mann eine Dienstwaffe verstecken sollen?

Ohne seine Schritte zu verlangsamen, zog Jan den Funksender aus seiner Unterhose und drückte den Notfallknopf. In wenigen Augenblicken würde es im *Prison* vor Beamten nur so wimmeln.

Nach einem flüchtigen Blick auf Ferrets Smartphone schüttelte der *Trophäenjäger* mit dem Kopf, dann schaltete sich jedoch der Versicherungskaufmann mit der Brille und der Halbglatze ein. Er deutete zunächst auf Ferrets Telefon, anschließend auf Jan.

Der *Trophäenjäger* schaute in dieselbe Richtung, und plötzlich ging alles rasant schnell, wobei es Jan vorkam, als würde es sich in Zeitlupe abspielen. Unauffällig versuchte er, den Funksender in seiner Hand loszuwerden, doch der *Trophäenjäger* hatte ihn bereits bemerkt und rasch kombiniert. Er erkannte in Jan den Bullen.

Blitzschnell und doch langsam wie in Einzelbildaufnahmen zog der Mann einen länglichen Gegenstand, nicht größer als eine Zahnbürste, aus der Tasche seiner Bade-shorts. Jan sah eine weiße Schutzkappe aus Plastik zu Boden fallen, dann blitzte die metallene Klinge eines Skal-pells im einsetzenden Stroboskoplicht auf. Mit einer einzigen, fließenden Bewegung, die flüchtig betrachtet als ein Streicheln hätte durchgehen können, führte der Mann seine Hand dicht an Ferrets Oberkörper vorbei. Im nächsten Moment floh er in Richtung Darkroom.

Überrascht schaute Ferret an sich hinab.

Aus einem haarfeinen Schnitt, der einmal quer über seinen Bauch verlief, sickerte Blut.